

Sehr verehrte Damen und Herren,
Soziale Organisationen in
Großbritannien haben 2014
zum „Jahr des Mannes“ ausgerufen.



Prof. Dr. Walter Hollstein
Soziologe und Männerforscher
Autor des Buches „Was vom Manne
übrigblieb.“

Der Appell hat einiges Echo in den
Medien ausgelöst. Dahinter steckt sicher mehr Wunsch als
Wirklichkeit. Dennoch signalisiert es einen gewissen
Paradigmenwechsel: von der Fokussierung auf
Frauenprobleme auch zur Beachtung männlicher
Problemlagen, die bisher negiert oder zumindest ignoriert
worden sind. Das hat seine Gründe. Bis tief in die siebziger
Jahre standen Männer lenkend, herrschend und verfügend
im Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens– man hat
das als Androzentrismus bezeichnet. Insofern ist
zumindest historisch verständlich, dass das Pendel seither
in eine andere Richtung ausschlägt. Das haben Männer zu
spüren bekommen.

Auch Väter, die ja ebenfalls Männer sind. Die englische
Autorin Maureen Green formulierte zeitsymptomatisch:
„Ein toter Vater ist Rücksicht in höchster Vollendung“. Im
deutschsprachigen Raum kursierte das Wort, dass nur ein

toter Vater ein guter Vater ist. Wissenschaftlich verbrämt wurde die vaterlose Familie gefeiert - die Mutter-Sohn-, Mutter-Tochter-Beziehung, ohne Mann und ergo auch ohne Gewalt, Tyrannei und Missbrauch. Dass diese Idylle nicht stimmt, wissen wir inzwischen. Alle neueren Untersuchungen dokumentieren, dass häusliche Gewalt zwischen den Geschlechtern gleich verteilt ist. Söhne werden übrigens von ihren Müttern häufiger körperlich gezüchtigt als von ihren Vätern.

Schon vor den siebziger Jahren haben die Sozialwissenschaften den Vater entsorgt. Vor allem die Entwicklungspsychologie hat exklusiv auf die Bedeutung der Mutter für die Erziehung der Kinder abgehoben. Die historische Väterforschung – noch immer in ihren Anfängen – konstatiert, dass Einfluss und Aufgaben des Vaters „gegen Null gehen“. Dem Vater würden allenfalls noch alimentatorische Funktionen zugemessen, das heißt: finanzielle Leistungen, um den Lebensunterhalt des Kindes zu sichern. Seine Präsenz ist nicht vonnöten, vielfach eben sogar nicht einmal erwünscht.

Jean-Paul Sartre ist ohne Vater aufgewachsen. Er schreibt: „Ich war ein Waisenkind ohne Vater. Da ich niemandes

Sohn war, wurde ich meine eigene Ursache“. Das mag man biographisch als Geburt der Existenzphilosophie ansehen; in der kindlichen Realität war das ganze weitaus weniger produktiv. Der Bub Sartre beschäftigt sich nachgerade zwanghaft mit dem Tod, auch mit dem eigenen Verschwinden aus dieser Welt. Solche frühkindliche Tragik findet sich in den Werken vieler Schriftsteller, Franz Kafka wäre ein anderes berühmtes Beispiel; im deutschsprachigen Raum haben etwa Peter Härtling, Manfred Bieler oder Christoph Meckel davon Zeugnis abgelegt. Doch die Dramen müssen nicht literarisch sein; sie sind auch ganz alltäglich. Ein absenter Vater ist – so weiß die Therapeutik – eine lebenslange Quelle von Traurigkeit, Ärger, Verbitterung und Scham. Ein Sohn braucht seinen Vater, damit er sinnvoll Mann werden kann. Ohne Vater tritt er in ein Leben, für das er nur unzureichend ausgestattet ist. Er weiß dann nur über Surrogate, wie ein Mann ist, arbeitet, liebt und Sinn in seinem Tun findet. Ein Junge benötigt die Gewissheit, einen kompetenten Vater zu haben, um selber das nötige Vertrauen in seine Zukunft als Mann entwickeln zu können. Die Tiefenpsychologie bringt es bündig auf den

Begriff: „Bleibt der Vater für den Sohn das unbekannte Wesen, so bleibt der Sohn auch sich selbst fremd“.

Die amerikanischen Psychologen Dan Kindlon und Michael Thompson berichten, dass es in Therapien wenig gäbe, was einen erwachsenen Mann zu Tränen rühre. Männer könnten in Therapien recht gefasst über gescheiterte Ehen sprechen, über missratene Kinder, über Karriere-Knicks, Bankrott oder Krankheiten. Wenn sie dann aber einmal weinten, dann weinten sie ganz heftig über das, was sie mit ihren Vätern nicht oder zu wenig erleben durften.

Wir wissen empirisch mehr als auch schon; so kennen wir inzwischen die folgende Gesetzmäßigkeit: Es gibt einen klaren Zusammenhang von Vater-Präsenz und gesunder Entwicklung des Sohnes auf der einen Seite und von Vater-Absenz und der hohen Gefahr von Scheitern auf der anderen; zum Spektrum dieses Scheiterns gehören innere Verwahrlosung, Sucht, Kriminalität, Gewalt, Depression und Suizid der allein gelassenen Söhne. Selbstverständlich brauchen auch die Töchter ihre Väter, zum Beispiel für den Erwerb eines realistischen Männerbildes – aber eben – belegterweise – doch sehr viel weniger.

Auf dem 2. Wissenschaftlichen Männerkongress an der Heinrich-Heine-Universität zu Düsseldorf berichtete Robert Schlack vom Robert-Koch-Institut, dass Jungen aus geschiedenen Beziehungen mehr Risikoverhalten, mehr psychosomatische Probleme, mehr psychische Auffälligkeiten und weniger verfügbare Schutzfaktoren aufweisen als Kinder aus Kernfamilien mit beiden leiblichen Eltern. Konkret heißt das: sehr viel häufiger Übergewicht, sehr viel häufiger Schul- und Ausbildungsversagen, doppelt so hohe Raucherquoten, dreimal so häufig Schlafstörungen, doppelt so häufig emotionale Probleme, soziale Probleme mit Gleichaltrigen und Hyperaktivitätsprobleme. Jungen, die ohne Vater aufwachsen, haben in ihrem eigenen Erwachsenenleben noch ein erhöhtes Depressionsrisiko; die zweithäufigste Todesursache von Jungen ist der Suizid, wobei sich Jungen signifikant häufiger selber umbringen als Mädchen.

Nun scheinen wir ja auf einem besseren Weg zu sein als die Generationen vor uns. Zeitgenössische Väter beteiligen sich signifikant mehr an Kindererziehung und Hausarbeit als noch ihre eigenen Väter. Das politische Angebot der Väterzeit wird immer mehr genutzt. Auch das Sorgerecht

ist in den vergangenen Jahren ein Stück weit zugunsten der Väter novelliert worden.

Allerdings dräuen schon neue Probleme. Zunehmend wollen junge Männer gar nicht mehr Vater werden.

„Warum sollte ein Mann heute überhaupt das Risiko einer dauerhaften Beziehung oder gar Ehe eingehen?, fragte unlängst der Blogger Orangenfarmer in der „Süddeutschen Zeitung“. Die Antwort gibt er sich selber: „Um bei der ersten Gelegenheit entsorgt und als Unterhaltszahlklave zu enden, der seine eventuellen Kinder nur sehen darf wenn Sie es ihm erlaubt? Den meisten reicht es schon in Schule und Beruf benachteiligt und vom feministischen mainstream in Kunst, Kultur und Medien als Witzfigur, Hassobjekt und Quelle allen Übels verteufelt zu werden.“ Das ist inzwischen keine Einzelmeinung mehr.

Das Statistische Bundesamt hat vor kurzem einen Datenreport über Alleinlebende veröffentlicht. Während seit 1991 die Quote der Single-Frauen um 16% gestiegen ist, erhöhte sich jene der Männer sprunghaft um 81% . Diese Entwicklung betrifft vor allem junge Männer im heiratsfähigen Alter. 27% der 18- bis 34jährigen leben allein. Auch im sogenannten „mittleren Alter“ – von 35

aufwärts – lag der Anteil der alleinlebenden Männer signifikant über dem der alleinlebenden Frauen. 60% der alleinlebenden Männer im Alter von 35 bis 64 Jahren waren noch nie verheiratet; das Statistische Bundesamt bezeichnet sie als „echte Junggesellen“. Das sind – in absoluten Zahlen - cirka 7 Millionen Männer im heiratsfähigen Alter, die sich der Beziehung mit einer Frau verweigern und die auch keine Kinder wollen.

Das verweist auf eine tiefer liegende Krise jüngerer Männer, die auch empirisch belegt ist. So hat die Bundesregierung 2007 eine Studie über die Lebensentwürfe und Rollenbilder 20-jähriger Frauen und Männer. Jungen Männern wird dort „ein deutliches Leiden an der Komplexität, Unübersichtlichkeit und Dynamik der Gesellschaft“ zugeschrieben. Junge Männer „heute befürchten, dass in Wahrheit die Frauen die wichtigen Entscheidungen fällen und sie, die Männer, gar nicht mehr brauchen“. Die jungen Männer sind nicht mehr nur „in Bezug auf Berufswahl und Arbeitsmarkt verunsichert, sondern auch im Privaten haben sie alle Sicherheit verloren“. Sie erkennen sich als zurückgedrängt und nicht mehr ernst genommen. „Die Männer leiden in ihrer

subjektiven Befindlichkeit und fühlen sich in der Defensive: Die Frauen schreiben das Drehbuch“. So beutelt die jungen Männer die Angst, bald „überflüssig“ werden zu können. Das hat selbstredend ernste demographische Folgen.

Dem lässt sich wohl sinnvoll nur begegnen, indem man den jungen Männern politisch, ökonomisch und sozial Perspektiven anbietet, die sie zu einem gut Teil entlasten. Die Prämisse dieses Mestemacher-Projekts ist dazu mit Sicherheit ein Baustein: „Der Spitzenvater des Jahres verständigt sich mit der Mutter und findet mit ihr gemeinsam eine Lösung, wie beide auf Wunsch Beruf und Familie unter einen Hut bringen können“.

Wir wissen aus der geschichtlichen Erfahrung, dass es immer solche Initiativen mutiger Einzelner gewesen sind, die sozialen Wandel initiiert haben. Um die Dinge verbindlich voranzubringen, braucht es aber irgendwann die Unterstützung des Staates und dessen Institutionen.

Walter Hollstein

